

1902



Nekr Sch 159

IN MEMORIAM

Peter Schifferli

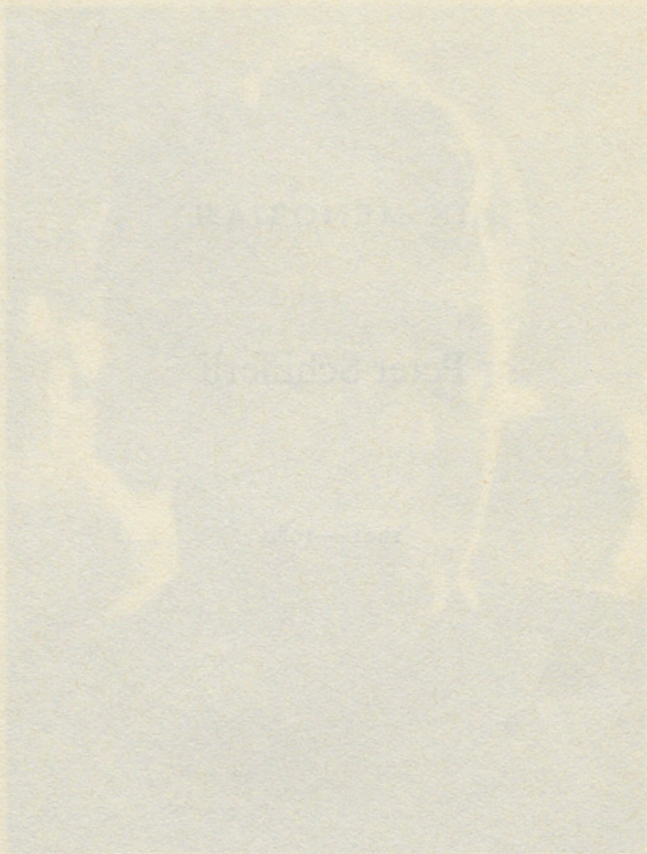
1921—1980



PROFESSOR AMO

1980

JUNE 1980



GNR 263076

T 92, 0182

92-3047

Traueransprache
von
Herrn Professor Dr. Werner Weber
am 8. Dezember 1980

Peter Schifferli hat viele gekannt. Wer von den vielen hat ihn gekannt? Er war gesprächsoffen, das heißt: begierig im Hören und freigebig in der Reaktion. Aber etwas behielt er immer zurück. Etwas. Man könnte, sofern man es als Zeichen trockenen Respekts und nicht als eine Ausflucht in verblasene Feierlichkeit nimmt – man könnte dann sagen: Er hütete sein Geheimnis. Das tut jeder, mehr oder weniger. Peter Schifferli tat es konsequent, und zwar spielend-spielerisch.

Es gibt bei Robert Walser ein Gedicht mit dem Titel «Trug». Ich habe es Peter Schifferli auf einem Spaziergang nach Unterengstringen in einer unserer Unterhaltungen vorgesagt. Diese Verse:

Nun wieder müde Hände,
nun wieder müde Beine,
ein Dunkel ohne Ende,
ich lache, daß die Wände
sich drehen, doch dies eine
ist Lüge, denn ich weine.

Das war so hingeredet aus rein literarischem Interesse. Aber das Gesicht, das Peter Schifferli dabei machte, habe ich nicht vergessen. Ich war von da an sicher: dieser Freund versteht sich auf solchen Trug: «... ich lache, daß die Wände sich drehen, doch dies eine ist Lüge, denn ich weine.» Kaum sagte ich das, merkte ich auch, daß es so nicht geht; denn da ist zu viel gesagt. So bündig und so direkt ließ sich Peter Schifferli sein Geheimnis nicht herausholen. Ja, von Allernächsten, vielleicht. Wahrscheinlich überhaupt von niemandem. So direkt jedenfalls nicht. Indirekt vielleicht.

Man muß ihn lesen wie einen Text; auslegen wie einen Text. Eine Basis dazu gibt es. Es ist Peter Schifferlis Verlag; es sind die Bücher, die er wählte und der Öffentlichkeit vermittelte. Das war, das ist sein Leben in der Zone, die uns – die andern,

die Öffentlichkeit – etwas angeht. Da und dort werden darin Signale gegeben. Das deutlichste in jenem kleinsten Prospekt, Westentaschenformat, der 1956 erschienen ist. Da berichtet Joachim Wirth über Absicht und Arbeit des Verlags. Er sagt: «Vielleicht wäre alles anders oder zumindest später gekommen, wenn ich im Speisewagen nicht jenen jungen Pastor kennengelernt hätte, der eben von einem Besuch deutscher Kriegsgefangener in englischen Lagern zurückkehrte. «Was aber vor allem fehlt», sagte er immer wieder, «sind Bücher, Bücher, Bücher...». Und Joachim Wirth fährt weiter: «Es war im Spätherbst 1944; ich wollte eigentlich in Genf meine juristischen Studien fortsetzen. Aber als der Zug vor Lausanne in die Weinberge einbog, war es mir klar, daß ich gleich umkehren und das Anliegen des Pastors meinem Freund Peter Schifferli unterbreiten müßte. Dieser hatte ein Jahr zuvor als Student den Verlag der Arche gegründet und uns in nächtelangen Gesprächen immer wieder seine Lieblingsidee entwickelt: daß man eine kleine wohlfeile Reihe als eine Art «Notbücherei» für die erste Nachkriegszeit gründen sollte, weil sie «drüben in den ausgebombten Gebieten das wenige Geld sicher zunächst für Dringenderes brauchen werden» ...»

Sie haben das Stichwort gehört: Eine «Notbücherei». Das war für eine besondere Reihe des Verlags gemeint.

Im Blick aufs Ganze darf man sagen, daß Peter Schifferli diesen Ansatz für seine Arbeit überhaupt im Auge behalten hat. Sein Verlag heißt ja «Verlag der Arche». Wer ein Unternehmen so tauft, der muß wissen, was der Name fordert. Im Bericht über Noahs Erwählung ist die Weisung gegeben: «Du sollst in die Arche bringen von allen Tieren, von allem Fleisch...» Ist das nun auch eine taugliche Voraussetzung für ein Verlagsprogramm? Von allen Tieren, von allem Fleisch – aus der ganzen literarischen Menagerie je ein Muster. Das scheint eher eine hübsche Metapher zu sein für das, was sonst, grad heraus, ein Sammelsurium heißt. So argwöhnt man, erinnert sich, liest die Arche-Kataloge aus fast vier Jahrzehnten durch und sieht: da wurde dasjenige in Praxis umgesetzt, was Goethe im Alter unter «Weltliteratur» verstanden hat: geistiges Tauschgeschäft über die Grenzen der Nationen hinweg – nicht Sammelsurium, sondern Sammlung auf Wesentliches, Sammlung bei Wesentlichem. Schwierig bleibt es, dieses Wesentliche zu bezeichnen. Vielleicht ist es an Schwerpunkten von Peter Schifferlis Programm zu fassen: im Werk von Werner Bergengruen, im Werk der Gertrud von le Fort, bei Pär Lagerkvist oder im Werk Friedrich Dürrenmatts. Für mich am ehesten bei Dürrenmatt, wo älteste Form- und Stoff-Erfahrungen zur Gegenwart gebracht werden; das Gestalten nie ideologisch versperert, immer offen zum Fragen; Lessingsche Schlußketten-Strengung und Aristopha-

nes-Gelächter eng geführt; das meiste insgeheim bezogen auf das Ganzandere; die Arbeit also im genauen Wortsinn religiös.

In einem solchen Horizont sind unterzubringen: Claudel, Bernanos, Schaper, Silja Walter; oder Romano Guardini, Reinhold Schneider, Rudolf Alexander Schröder, Hans Urs von Balthasar. – Doch da stehen auch Gertrude Stein, Ezra Pound, Eliot und Joyce; oder Benn und Jünger, Glauser und Alexander Xaver Gwerder; oder Ernst Robert Curtius und Herbert Lüthy. Wie sind nun sie einzuordnen in den genannten Horizont? Sie bilden darin eine Fremde und belegen, gerade als Fremde, ein wichtiges Vermögen Peter Schifferlis: jene innere Freiheit, die einem dann gegeben ist, wenn man weiß, wohin man geistig gehört.

So war Peter Schifferli imstande, nicht nur eine befristete «Notbücherei» zusammenzustellen, sondern darüber hinaus nötige Bücher zu vermitteln, das heißt: Materialien zu zeitgenössischen Auseinandersetzungen auf den Gebieten von Dichtung, Kunst, Kulturpolitik und Glaubensproblematik – im Konservatorischen ein energisch aktueller Zug. Das führte Schweizer Autoren zu ihm, das führte ihn zu Schweizer Autoren... Adolf Muschg, Hugo Loetscher, Gerold Späth, Walter Vogt, Elisabeth Meylan. Manche unter ihnen hat er verloren, keinen hat er deswegen in irgendeiner Hinsicht beschul-

digt. Er kannte die Ursachen, ja die Gründe – und wußte, wieviele der Ursachen, der Gründe bei ihm allein lagen. Und eben darüber redete er nicht; er nahm es hin als etwas, das zu seinem Weg in der Zeit gehörte.

So könnten wir ihn weiter zu lesen versuchen. An sein Geheimnis kommen wir nicht heran – sollen auch nicht. Ihm nahe aber sind wir mit einer besonderen, präzis zu bezeichnenden Sache. Darüber noch ein Wort:

Vor dreißig Jahren, im Sommer 1950 hat Peter Schifferli in der deutschen Fassung von Grete und Josef Leitgeb das Buch herausgebracht, das ihm zugehörte bis in die letzten Tage: das Märchen unserer Generation, neben Hemingways «The Old Man and The Sea» das gründlichste – ich meine: Saint-Exupérys «Le Petit Prince».

Erinnern Sie sich? In diesem Märchen überschneiden sich Handgreifliches und Schwebendes. Das Handgreifliche: Der Flieger, der Dichter Saint-Exupéry erzählt, er sei vor Jahren wegen eines Defekts am Motor zu einer Notlandung in der Sahara gezwungen worden. Weitab von aller menschlichen Behausung muß er versuchen, die Maschine wieder in Gang zu bringen. – Kaum ist dies alles mit einigen Sätzen angedeutet, da wird sogleich auch das märchenhaft Schwebende ein-

geführt: Am ersten Morgen nach dem Unglück weckt den noch schlafenden Mann eine kleine Stimme mit den seltsamen Worten: «Bitte, zeichne mir ein Schaf!» Natürlich ist die erste Frage darauf ausgerichtet zu erfahren, wer der kleine Prinz ist, der da unvermittelt auftaucht und ein Schaf gezeichnet haben möchte. Es ist die reine Märchenanmut, wenn wir von dem fernen, kaum hausgroßen Planeten hören, auf dem der wunderliche Knabe daheim ist. So klein ist die Sternkugel, daß man nur den Stuhl ein wenig zu rücken braucht, um die Sonne immer wieder von neuem untergehen zu sehen. Dann stehen dort auch drei Vulkane; auf ihnen kocht sich der kleine Prinz das Frühstück. Und dort steht eine Blume, der gibt er Wasser, die schützt er vor Zugluft und Raupen. Diese Blume weint, da der kleine Prinz sich mit wehendem gelbem Haar auf die Reise macht, die ihn durch eine weite Welt schließlich auf die Erde, eben mitten in die Sahara zu unserem Flieger führt.

Es wird deutlich: Die Begegnung des Mannes in der Wüste mit dem kleinen Prinzen ist die Begegnung des eilig rechnenden Gedankens mit der verweilenden Geduld des Gemüts. Es bedarf der Einsamkeit, es ist eine Panne im materialhörigen Leben nötig, bis der Mensch, es ist der Mensch der Gegenwart, überhaupt gewahrt wird, daß er zwar den eilig rechnenden Gedanken, nicht aber die verweilende Geduld des Gemüts noch hat. Sein Leben

ist ein flüchtiges Fahren; das Verweilen ist verlernt. Doch ohne Verweilen kann höchstens das Auge, nicht aber das Herz etwas sehen. Und wo das Herz nicht auch gesehen hat, besitzt man nichts in jenem totalen Sinn, daß eben eine Blume weint, wenn man fortreist. –

«Seid meine Freunde, ich bin allein», ruft der Prinz einmal von einem hohen Berg. Und das Erdenecho gibt nur zurück: «Ich bin allein... allein... allein...» Wie wären nun aber ein Ding, ein Tier, ein Mensch, eine Blume so zu finden, daß sie ein Teil unseres Wesens würden, nie mehr zu vergessen, in hundert Bezügen immer wieder neu belebt? In diesem Märchen gibt der Fuchs das Schlüsselwort. Man muß zähmen, was einem gehören soll. Zähmen heißt: sich etwas vertraut machen. Und das braucht viel Zeit – das braucht Hingabe. Was durch Hingabe vertraut geworden ist, wächst über das Gewöhnliche hinaus und wird einzig und der Liebe wert. Die graue Flucht der Weltinhalte beginnt sich durch die Liebe in Inseln zu ordnen, auf denen jedermann ein Heimatrecht hat. «Wenn du mich zähmst», sagt der Fuchs zum Prinzen, «wird mein Leben durchsonnt sein. Ich werde den Klang deines Schrittes kennen, der sich von allen andern unterscheidet... Und dann schau! Du siehst da drüben die Weizenfelder? Ich esse kein Brot. Für mich ist der Weizen zwecklos. Die Weizenfelder erinnern mich an nichts. Und das ist

traurig. Aber du hast weizenblondes Haar. Oh, es wird wunderbar sein, wenn du mich einmal gezähmt hast! Das Gold der Weizenfelder wird mich an dich erinnern. Und ich werde das Rauschen des Windes im Getreide lieb gewinnen...» So wird Hingabe in der Wüste einer Zeit, die keine Zeit hat, ein Mittel, wieder Quellen des erfüllten Lebens aufspringen zu lassen. – Das lehrt der kleine Prinz den Flieger in den paar Tagen, da er, mitten in der Sahara, seine Maschine flickt.

Dem hat – wir wissen es – Peter Schifferli nachgesonnen bis in seine letzten Stunden. In dieser Gegend liegt sein Geheimnis.

Wir werden ihn nicht vergessen. Da steht er: er trägt schwarzen Pullover, dunkelblaues Hemd; er ist zu Scherz, er ist zu Schabernack aufgelegt. Wenn er einem eins seiner Bücher schenkt, dies Geschenkbuch in ein besonderes ziegelrotes Papier eingepackt, hübsch geschnürt – ja, bei solcher Gelegenheit verriet er, was er auch gern verberg: seine Zartheit.

Peter Schifferli hat viele gekannt. Wer von uns hat ihn wirklich gekannt? Wir werden ihm nachsinnen.